

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Anton Bonafor

[urn:nbn:de:bsz:31-156991](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-156991)

Kameraden heimgebracht worden sei mit gequetschtem Arme und gebrochenem Fuße, und wie nach langem Lager der Arm doch lahm geblieben. Darauf sei er in's Gnabengeld gekommen; das reiche nun nicht aus. Deshalb habe er selbst die Werkstat eines Goldschmieds wieder verlassen müssen, um mit Bergarbeit doch ein paar Groschen zu verdienen. Den Winter über habe Krankheit im Hause geherrscht, die Mutter sei vom Weihnachtsabend bis gegen Fastnacht bettlägerig gewesen; dann habe das böse Fieber seinen Vater heimgeführt und der hänge heute noch zwischen Tod und Leben. Dabei seien die Lebensmittel zu einem solchen Preise gestiegen, daß die armen kleinen Geschwister, er selbst hungere gern, oft mit hungrigem Magen zu Bette gehen müßten.

Das waren die Hauptzüge eines Gemäldes, welches die einfache Sprache des Bergburschen den Hörern zeichnete, und dessen Copie wir leider nur zu oft unter dem armen Volke finden. Auf Alle, besonders aber auf die Herzogin, hatte die Schilderung der Noth einen tiefen Eindruck gemacht; mit dem Blicke des tiefen Mitgeföhls fragte sie ihn nach Manchem genauer. „Und du warst bei einem Goldschmied? schloß sie, kanntest du den Werth der Steine an meiner Brustnadel?“

„Es sind Brillanten, antwortete ruhig Wilhelm, und mögen wohl ihre zehntausend Thaler werth sein.“ Der Gedanke, daß er sie hätte behalten können, war ihm nicht in den Sinn gekommen.

„Du bist ein ehrlicher Bursche, erwiderte sie gerührt; du wußtest, welch' ein Reichthum in deiner Hand lag und zogst es vor, lieber mit einem guten Gewissen arm zu bleiben, als mit Unrecht reich zu werden. Ich werde nicht undankbar gegen dich sein; du verdienst, daß du glücklich wirst.“

Sie trat jetzt zu einem Herrn, der eingetreten war und mit welchem sich ihre Begleiter unterhalten hatten, und mischte sich in's Gespräch. Als sich derselbe nach einer Weile empfahl, forderte die Herzogin Wilhelm auf, ihm zu folgen, er werde ihm ein Andenken von ihr übergeben. Der Jüngling, welcher den Fremden als einen der ersten Kaufherrn der Stadt recht wohl kannte, durfte nichts Geringes erwarten und erschöpfte sich in Danksagungen und Glückwünschen; aber schon befand sich sein Führer auf dem Vorsaale, die Herzogin nickte ihm lächelnd zu und die Thüre des Zimmers schloß sich hinter ihm.

Wie erstaunte er, als ihm der Kaufmann in seinem Bureau die Eröffnung machte, daß ihm die fremde Dame 12,000 Gulden in Staatspapieren für ihn und seine Familie übergeben habe. Er war keines Wortes mächtig und wie gelähmt an allen Gliedern stand er da, nicht einmal sich zu freuen vermochte er; denn die Summe von Zwölftausend Gulden, die ihm der Kaufmann ohne Kürzung anbot, war für ihn der Begriff eines sabelhaften Reichthums. Er erfuhr jetzt, daß die Fremden der Herzog von Dumbayle nebst seiner Gemahlin und ein Graf aus Schottland gewesen seien, welche bereits am gestrigen Tage hierher gekommen; denn der Herzog habe reiche Gruben auf seinen Besitzungen, für deren Bearbeitung er sächsische Bergleute wünsche. Wilhelm wollte fort, um ein so großes Geschenk, das ihm kaum im Ernst geboten sein konnte, zurückzugeben; aber der Kaufmann faßte ihn freundlich bei der Hand und sagte: „Bleiben Sie nur; Sie würden die Edeln nicht mehr antreffen; man wollte sogleich nach Freiberg zurückreisen. Lassen Sie uns von ihrem Vermögen sprechen. Sie werden nicht wissen, was und wohin mit diesen Papieren. Nehmen Sie einstweilen 2000 fl., damit können Sie Ihrer Familie ein besseres Loos bereiten, für die übrigen 10,000 fl. lassen Sie mich sorgen; sie sollen sicher und so hoch als möglich angelegt werden.“

Ich wollte, der geehrte Leser wäre wie ich Zeuge gewesen, wie der Jüngling bei der klagenden, hungernden Familie der

Seinen eintrat, oder vielmehr — einsprang, und wie die ungewohnte Stunde seines Kommens, noch mehr aber das viel ungewohntere freudestrahlende Gesicht Frage auf Frage hervorrief und die Antwort doch wie ein neues wunderbares Räthsel klang.

Als sechs Wochen darauf der sonnenhelle Pfingstmorgen anbrach, fand er die Familie in einem friedlichen Stübchen, und durch das geöffnete Fenster warf die Sonne, welche hell am blauen Himmel stand, ihr erwärmendes Licht, und ihre Strahlen ließen die Gartenbäume, welche der Herr in diesem Jahre mit nie gesehenem Reichthum geschmückt hatte, ihre weißen und rosenrothen Blüten hereinregnen; am Fenster aber stand, obwohl mit blassem, jedoch stillzufriedenem Gesicht, der Hausvater, welchem der Allgütige bald die Gesundheit wieder geschenkt hatte. Ruhig hörte er dem Sohne zu, der ihm soeben eröffnete, daß er das Goldschmieds Handwerk doch nicht wieder anfangen wolle. In ein oder in zwei Jahren hätte er genug gelernt, um die Bergakademie zu Freiberg mit Nutzen beziehen zu können; dann ginge er nach England zum Herzog, um als getreuer Beamter Denen zu dienen, welche ihn und die Seinen glücklich gemacht hätten. „Du hast meinen Sinn“, begann der Vater, wurde aber in der Fortsetzung seiner Rede durch den vollen Feierklang der Glocken und durch seine Tochter Margaretha unterbrochen, die zur Stubenthür hereinsprang, im Sonntagskleide und das Gebetbuch in der Hand, und sich dem Bruder stürmisch an die Brust warf — dieser umarmte unter Thränen das Kind, er hatte es verstanden; sie gingen zusammen in die Kirche, um Gott dem Allmächtigen für seine huldvolle Gnade ihren Dank aus tiefstem Herzen darzubringen.

Anton Bonafox.



Vor einigen Jahren lebte in Paris ein armer Scheeren-
schleifer, Anton Bonafox. Tagtäglich trug er mit seinem Schleif-
zeug auf dem Rücken von seinem kleinen Dachstübchen hinunter,
um in der Stadt sich einige wenige Groschen zu verdienen,

die gerade ausreichten, um ihn nothdürftig zu erhalten. Da wohnte in demselben Hause in dem Stübchen neben ihm die Wittve Duillont. Sie war 60 Jahre alt, eine redliche Seele, die viel erfahren und viel gelitten hatte. Von zwölf Kindern, die sie gehabt hatte, war ihr nur noch eins übrig geblieben, als der unerbittliche Tod ihr auch den Gatten raubte und sie in's Elend stürzte. Es war ihr nicht einmal so viel geblieben, um ihren Sohn ordentlich erziehen und ein Handwerk lernen zu lassen. Das hörte der Scheerenschleifer, und der gute Mann, der kaum für sich mit Dem, was er täglich verdiente, sein Auskommen hatte, konnte das Unglück der Frau und die Hilfslosigkeit des Sohns nicht unthätig mit ansehen. Er ließ der Frau von Zeit zu Zeit eine kleine Unterstützung zuschießen, und die Wittve suchte wieder durch freundliche Aufmerksamkeit für des Scheerenschleifers kleine Bedürfnisse ihre innige Erkenntlichkeit auszudrücken.

Da ward die arme Wittve krank. Ein Schlaganfall hatte ihre Glieder gelähmt, und die Kranke konnte sich nicht von der Stelle rühren. Schon wollte man sie in's Spital schaffen, da legte sich Bonafor in's Mittel und brachte willig die größten Opfer, daß die Kranke in ihrem eigenen Stübchen verpflegt werden konnte.

Keinen Tag ging er aus, ohne erst bei seiner Frau Nachbarin sich erkundigt zu haben, wie sie geschlafen und wie es ihr gehe, und es war das ziemlich die einzige Freude für die Kranke, wenn des Morgens die Thür aufging und des Scheerenschleifers freundliches Gesicht hereinschaute, worauf er gewöhnlich mit sammt seinem Schleifkasten auf dem Rücken hereinkam und heute ein Brod, morgen ein Kleidungsstück für den Jungen brachte.

„Aber, Nachbar, sagte dann die Kranke abwehrend, wie kann ich Euch das je wieder vergelten? Ihr darbt es Euch ja selbst ab.“

„Habt keine Angst, Frau Nachbarin, entgegnete dann der ehrliche Scheerenschleifer, unsereins braucht wenig, so lange man gesund ist. Verzeht's gesund. Und braucht der Bursche da keine neuen Hosen? He? Sucht nicht der Fleischer überall heraus?“

Dagegen war freilich nichts einzuwenden; die arme Wittve drückte dem Helfer in der Noth dankbar die Hand und wischte sich die Thränen aus den Augen.

„Gott vergelt's Euch, Bonafor, Gott vergelt's Euch.“

„Ja und was ich noch sagen wollte, fuhr der ehrliche Schleifer fort, so mögt Ihr bald dafür sorgen, daß dem guten Burschen da die neuen Beinleider zurechtgemacht werden; ich habe da einen guten Freund, den Pfannenschmied, der will mir zu Liebe den Jungen umsonst in die Lehre nehmen.“

Neue Freude und neuer Dank, und als der Scheerenschleifer Abschied nimmt, will's der Kranken, auf ihren Stuhl gebannten Frau fast das Herz abdrücken, daß sie den biedern, treuherzigen Nachbar nicht bis zur Thür geleiten kann.

Und das that der arme Scheerenschleifer nicht einen Tag, nicht eine Woche, nein, mehrere Jahre lang gab er, ohne zu murren, regelmäßig einen Theil seines largen Tagelohns, um die arme Nachbarin zu unterstützen, bis der Sohn herangewachsen war und die Sohnespflicht die Pflege und Unterstützung selbst übernehmen konnte.

Man erzählt es mit Pomp in den Zeitungen, wenn ein Millionär hundert Thaler einem Armen schenkt, wenn ein Fürstenkind dem Bettler auf der Straße seine Börse ausschüttet; meint ihr, daß der edle Scheerenschleifer Anton Bonafor minder werth sei, genannt und geachtet zu werden? Seine edle Aufopferung ward auch der Französischen Akademie bekannt und der Tugendpreis der Monthyon-Stiftung ausgetheilt an: Anton Bonafor, den Scheerenschleifer.

Gott vergelt's.



Im Kamin brannte ein lustiges Feuer und warf sein rothes Licht auf die hübschen Geräthe einer freundlichen Bauernstube. Es sah Alles so nett und rein darin aus, daß es Vergnügen gewährte, hinein zu schauen. Es schaute auch Jemand hinein; draußen vor dem Fenster stand ein alter Mann, ein Bettler, der hatte sein faltiges Gesicht gegen die Scheiben gelehnt und sein Blick ruhte auf einer jungen Frau, die vor einem Spinnrade am Kamine saß. Die junge Frau sah auch nett und rein aus, wie alle Geräthe ihrer Stube, man wußte gleich, wenn man sie ansah, daß sie hier Herrin war, sie mochte Unordnung und Schmutz weder an ihrem Körper noch in ihrer Umgebung leiden. Wenn man so die Keilichkeit überall hervorleuchten sieht, so wird Einem ganz behaglich und heiter zu Muth. War denn aber die Frau auch heiter, welche diesen behaglichen Eindruck machte? Sie war es nicht, sie saß vor ihrem Spinnrade, aber es stand still, das Rad drehte sich nicht und der Flachs bildete sich nicht zu Garn unter fleißigen Händen. Die Hände, welche sonst arbeiteten, waren gegen die Augen gedrückt, die junge Frau weinte. Warum weinte sie? Ja, auch Leute, die wohlhabend sind, haben Kummer! Der alte Bettler draußen dachte: Wie herrlich muß es da drinnen im warmen Stübchen sein! Und er hatte recht, denn es war herrlich warm und behaglich darin. Aber was mag nur der jungen Frau fehlen? dachte der Bettler weiter. Ob sie mich hereinlassen, ob sie mir ihren Kummer mittheilen möchte? Er klopfte an die Scheiben, die Frau blickte auf, und als sie den Bettler bemerkte, erhob sie sich, öffnete die Thür und rief ihn in die Stube. „Setzt Euch auf meinen Schemel, sagte sie freundlich, wärmt Euch, Ihr seid wohl recht erfroren, altes Väterchen? So, macht es Euch bequem, legt nur den Hut und Stock fort, ich will Euch ein Töpfchen Suppe wärmen, mein Mann hat das Frühstück heute stehen lassen, das könnt ihr essen.“ Sie ging geschäftig an einen Schrank, wo die übriggebliebene Frühstücksuppe aufbewahrt war, und stellte sie an das Feuer, dann schnitt sie ein Stück Brod ab und reichte es dem Greise. „Seid Ihr weit her, Väterchen? fragte sie, indem sie sich ihm gegenüber auf eine Bank setzte, Ihr seid gewiß recht müde, recht schwach?“

„Ja freilich, müde und schwach, erwiderte der Greis, wenn man so 80 Jahre mit Sturm und Kälte, mit Hitze und Hungernoth, mit Krieg und Krankheit im Kampfe gewesen ist, dann kann man wohl müde sein. Ja, ja, gute Frau, ich bin müde, lebensmüde, ich hoffe von einem Tage zum andern, der Herr wird mich erlösen.“

„Sterben möchtet Ihr? fragte die Frau, sonderbar, da hättet Ihr wohl gern an der Stelle meiner Gretchen sein mögen, die wir letzten Sonntag auf den Kirchhof getragen haben. Ach, mein Herzgen-Gretchen, es hat nur vier Jahre leben dürfen!“